

Daniel Smith
Die Wahrheit hinter Sherlock Holmes

Daniel Smith

Die Wahrheit hinter Sherlock Holmes

Wie ein viktorianischer Mordfall
enthüllte, wer hinter dem größten
Detektiv aller Zeiten steckt

Aus dem Englischen
von Felix Mayer

Anaconda

Die Originalausgabe erschien erstmals 2018 unter dem Titel
The Ardlamont Mystery bei Michael O'Mara Books Limited, London.
Copyright © Daniel Smith 2018, 2024
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten
Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach
§ 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit
ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© dieser Ausgabe 2024 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagmotive: Adobe Stock / leo_d (Silhouette),
Adobe Stock / Roverta (Hintergrund)
Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de
Satz und Layout: InterMedia – Lemke e. K., Heiligenhaus
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7306-1435-8
www.anacondaverlag.de

Für Rosie, Charlotte und Ben

Inhalt

Prolog	11
1 Die Holmes-Connection	16
2 Verflochtene Schicksale	38
3 Ein Gentleman und ein Gauner	48
4 Verwicklungen	60
5 Gemeinsam gegen das Verbrechen	82
6 Die Leiche im Wald	101
7 Eine exakte Wissenschaft	117
8 Der dritte Mann	129
9 Eine landesweite Sensation	144
10 Zwei Männer in einem Boot	171
11 Erdrückende Beweise	184
12 Eine zweite Meinung	200
13 Ein gewisser Zweifel	209
14 Die Jury kehrt zurück	224
15 Unverdrossen	239
16 Noch mal davongekommen	254
17 Wer einmal lügt	266
18 Eine verschleierte Liebhaberin?	279
19 Nachspiel	294
Bibliografie	303
Danksagungen	309
Register	311

»Selbst die zwielichtigsten und verruchtesten Gassen Londons haben kein so grässliches Sündenregister wie die beschauliche und heitere Provinz. Denken Sie nur an all die teuflischen Grausamkeiten, an das Böse, das sich dort überall verbirgt und jahraus, jahrein im Verborgenen sein Werk verrichtet.«

Sherlock Holmes, *Das Haus bei den Blutbuchen*

Prolog

Ardlamont Estate, Argyllshire, Schottland

10. August 1893

Es war kein Tag zum Jagen. Donnerschläge rollten durch das unaufhörliche Prasseln des Regens, Blitze jagten über den Himmel, und über der ganzen Gegend lag ein typisch schottischer Nebel. Doch davon ließen sich die drei unerschrockenen Männer, die hier auf die Pirsch gingen, nicht abhalten.

Kurz nach sieben Uhr morgens verließen sie das behagliche Ardlamont House, einen prachtvollen georgianischen Bau, der wie eine Oase inmitten des schroffen, mehrere Hundert Hektar großen Terrains der Halbinsel Cowal lag. Angeführt wurde das Grüppchen von Alfred Monson, der seit Beginn des Sommers auf dem Anwesen wohnte. Begleitet wurde er von einem gewissen Mr Scott, der zwei Tage zuvor in Ardlamont eingetroffen war, und Cecil Hambrough, einem schneidigen jungen Leutnant der Armee. Hambrough war erst zwanzig Jahre alt, und sein Vater hatte ihn drei Jahre zuvor zur Erziehung in Monsons Obhut gegeben, der der Sohn eines angesehenen Pfarrers mit tadellosen Verbindungen war.

Vermutlich bildete die kleine Schar einen seltsamen Anblick. Hambrough war die imposanteste Erscheinung der drei: über einen Meter achtzig groß, kräftig, von ansehnlicher Statur, mit ausgeprägter Kinnpartie, blauen Augen und dichtem, blondem Haar – ein Mann von »typisch saxonischer Schönheit«, wie die Zeitungen später schrieben. Monson seinerseits war von reiner

aristokratischer Abstammung und stand in der Blüte seines Lebens. Er war dreiunddreißig Jahre alt, von gepflegtem Äußeren, glatt rasiert, stets elegant gekleidet und verströmte eine Aura von Intelligenz und Höflichkeit.

Scott dagegen war weniger eindrucksvoll. Den Nachbarn war er als ein Londoner Ingenieur vorgestellt worden; er kleidete sich ordentlich – ein Bowler thronte stolz auf seinem Kopf –, wirkte jedoch ein wenig ungehobelt. Er schien unberechenbar, und die Menschen, denen er auf seiner Reise begegnete, wussten nicht, was sie von ihm halten sollten. Vielleicht lag das daran, dass er sich in Ardlamont und der weiteren Umgebung nicht wirklich unbeschwert bewegte, an seinem etwas unordentlich wuchernen Schnurrbart oder daran, dass er Londoner Dialekt sprach. Jedenfalls entsprach er nicht der damals geläufigen Vorstellung von einem Gentleman.

Mrs Monson hatte, zusammen mit den drei kleinen Kindern und der Gouvernante, Ardlamont am frühen Morgen verlassen, um das Schiff nach Glasgow zu nehmen. Die drei Männer waren allesamt nur wenig später aufgestanden, trotz des Missgeschicks, das sie am Vorabend erlebt hatten. Sie waren im Mondlicht zum Fischen hinaus auf die Ardlamont Bay gefahren und dabei nur knapp einer Tragödie entkommen, als das Boot, in dem Monson und Hambrough saßen, leckschlug und die beiden daraufhin um ihr Leben schwimmen mussten. Doch trotz der Gefahr, der sie ausgesetzt gewesen waren, kamen sie – zusammen mit Scott, der an Land geblieben war – guter Dinge wieder zu Hause an und tranken noch bis spät in die Nacht darauf, dass sie wohlbehalten wieder zurück waren.

Als James Wright, der Butler des Hauses, kurz nach sieben Uhr aufstand, traf er im Speisezimmer Cecil Hambrough an und brachte ihm ein Glas Milch und ein Stück Gebäck. Kurz darauf verließen Monson, Hambrough und Scott das Haus für ihren

morgendlichen Zeitvertreib. Sie nahmen die Straße, die am Haus vorbeiführte, überquerten eine ansteigende offene Fläche und verschwanden in dem angrenzenden Waldstück. Sie hatten sich zu einer Reihe formiert, als wollten sie Hasen aus dem Unterholz aufscheuchen.

Gegen neun Uhr waren Monson und Scott zurück im Haus, wo Wright sie an der Tür zum Speisezimmer antraf. Keiner der beiden hatte ein Gewehr bei sich, aber Scott hielt ein paar Hasen auf dem Arm, die, wie er behauptete, Hambrough erlegt habe. Dann teilte er Wright mit, dass ihr junger Begleiter auf sich selbst geschossen habe. »In den Arm, Sir?«, fragte der Butler beunruhigt. Nein, lautete die Antwort. In den Kopf. Er liege draußen im Wald, so Monson. Tot.

Monson führte den entsetzten Wright zum Schauplatz der Tragödie; mit ihnen kamen Whyte, der Gärtner, und Carmichael, der Kutscher. Hambroughs Leichnam lag auf der Böschung eines Grabens. Sein Kopf war zur linken Schulter gedreht, aus einer Wunde hinter seinem rechten Ohr rann Blut und versickerte in der Erde. Sein rechter Arm lag neben dem Oberkörper, der linke über der Brust. »Was sollen wir denn jetzt tun?«, fragte Monson aufgeregt.

»Am besten holen wir einen Arzt«, erwiderte der Butler mit versteinertem Gesicht.

Dann rollten Wright, Whyte und Carmichael die Leiche in einen Teppich, schafften sie aus dem Wald ins offene Gelände und brachten sie mit einem Karren zum Haus. Dort half Wright mit, den Leichnam ordentlich zu kleiden, bevor der ortsansässige Arzt eintraf. Das erschien als der angemessene Umgang – um ein wenig Schicklichkeit zu bewahren angesichts des Aufruhrs, den dieser grässliche und plötzliche Tod verursachte.

Die Liebhaber von Kriminalliteratur – einem Genre, das zu jener Zeit in voller Blüte stand – erinnerte der mysteriöse Tod

von Cecil Hambrough möglicherweise an eine Geschichte rund um den berühmtesten fiktionalen Detektiv aller Zeiten, Sherlock Holmes. Zwei Jahre zuvor hatte das *Strand Magazine* Arthur Conan Doyles Erzählung *Das Geheimnis von Boscombe Valley* veröffentlicht. Darin zeigt ein junger Mann den Tod seines Vaters an – in dessen Gesellschaft er kürzlich noch gewesen war. Die Leiche liegt in einem Wald, »ausgestreckt auf dem Boden«. Der Sohn wird sogleich verdächtigt und verhaftet, die Fundstelle als Tatort behandelt. In Ardlamont dagegen ging man davon aus, dass Cecil Hambrough durch einen Unfall zu Tode gekommen war, und verfuhr daher mit möglichen Beweisstücken eher nachlässig. Damit begann einer der berühmtesten Kriminalfälle der Viktorianischen Zeit, ein bis heute ungelöstes Rätsel, das bei allen Beteiligten und vielen anderen Menschen verheerende Schäden hinterließ.

Besonders im Rampenlicht standen dabei zwei ehrenwerte Edinburgher Bürger, beides herausragende Persönlichkeiten der Medizin und Pioniere der Forensik: Dr Joseph Bell und Dr Henry Littlejohn. Darüber hinaus waren sie, wie der Zufall es wollte, die wichtigsten Vorbilder für die Figur des Sherlock Holmes. Zwar wurden sie weitaus später zu den Ermittlungen hinzugezogen, als Holmes das jemals gutgeheißen hätte, lieferten aber dennoch entscheidende Beweise für das, was in Ardlamont geschehen war. Cecil Hambroughs Tod stürzte die beiden in eine erbitterte Auseinandersetzung zwischen Vernunft und Wissen auf der einen Seite und Zweifel und den Abgründen der menschlichen Seele auf der anderen. Hier wurde dieser Kampf, den Sherlock Holmes während seiner glorreichen fiktionalen Laufbahn unzählige Male austrug, in der echten Welt ausgefochten.

Das mysteriöse Geschehen von Ardlamont – nicht weniger verblüffend als die Fälle, die Sherlock Holmes zu lösen hatte – machte Bell und Littlejohn zum entscheidenden Bindeglied

zwischen der erdachten, von Gaslaternen erleuchteten Welt der Baker Street 221b und den faszinierenden Gefilden der kriminalistischen Ermittlung in der echten Welt, in einer Zeit, die als das erste goldene Zeitalter forensischer Ermittlungen gilt. Aber weil sich dieser Fall im echten Leben zutrug, stand – für alle Beteiligten – sehr viel mehr auf dem Spiel.

1

Die Holmes-Connection

»Die Welt ist voller Offensichtlichkeiten,
die niemand je bemerkt.«

Sherlock Holmes, *Das Geheimnis von Boscombe Valley*

1893 hatte die Begeisterung für Sherlock Holmes höchste Höhen erreicht. Es schien, als sei die ganze Welt dem führenden »beratenden Detektiv« verfallen – mit einer beachtlichen Ausnahme: seines Schöpfers, Arthur Conan Doyle.

Der Grund für DoYLES zwiespältiges Verhältnis zu seiner Figur war sein Bestreben, als mehr angesehen zu werden als nur ein Schreiberling von Kriminalgeschichten. Sein großer Traum war es, ausladende historische Romane zu schreiben, als eine Art Walter Scott seiner Zeit. Die Geschichten rund um Sherlock Holmes gingen ihm fatalerweise leicht von der Hand; gut bezahlte Bagatellen, die ihn von ernsthafteren Arbeiten wie den Romanen *Micah Clarke* und *White Company* abhielten. Während er am laufenden Band Geschichten mit Holmes' Meisterleistungen ablieferte, um die gierige Leserschaft des *Strand Magazine* zufriedenzustellen, wuchs sein Frust darüber, dass man ihn in eine bestimmte Schublade steckte. Würde ihm dieses vermaledete Blatt nur nicht so viel Geld nachwerfen, damit er immer noch mehr von diesen Reißern schrieb!

Um sich von der Tyrannei seines fiktionalen Geschöpfes zu befreien, sah Doyle, wie ein geistig umnachteter Krimineller, nur

einen Ausweg. Er plante, Holmes an einem Wasserfall in den Alpen in den Tod zu stoßen. Noch bevor das Jahr zu Ende ging, sollte die Tat vollbracht werden. In der Geschichte *Das letzte Problem* sollte Holmes am Reichenbachfall in den Schweizer Alpen in die Tiefe stürzen, und dieser Sturz sollte ihm zum Verhängnis werden. Ein literarisches Ereignis, das eine gewaltige Erschütterung darstellen und zahllose Leser sprachlos machen würde. Und so kam es auch: Nachdem die Geschichte veröffentlicht worden war, versammelten sich in London vor dem Redaktionsgebäude des *Strand Magazine* zahlreiche junge Männer, die zum Zeichen ihrer Trauer schwarze Armbinden trugen.

Doch gerade als Doyle seinen berühmtesten Sohn in die Geschichte eingehen lassen wollte, rückten die beiden Männer, an die Holmes so stark angelehnt war wie an sonst niemanden, massiv ins Bewusstsein der Öffentlichkeit: zwei Beteiligte in dem Prozess, der über Jahre hinweg der am meisten diskutierte Mordprozess in der wirklichen Welt war, dem Verfahren gegen Alfred Monson. Das ohnehin schon fieberhafte Interesse daran wurde nun noch dadurch gesteigert, dass einer dieser beiden, Joseph Bell, kurz zuvor als einflussreichstes Vorbild des allseits geschätzten Bewohners der Baker Street 221b »geoutet« worden war. Dass nicht auch Henry Littlejohn in dieser Rolle gesehen wurde, belegt, wie nüchtern Bell und Littlejohn bei ihren Ermittlungen zusammenarbeiteten. Aber wie war es dazu gekommen, dass sich die Wege von Bell, Littlejohn und Doyle gekreuzt hatten?

Ihre gemeinsame Geschichte beginnt im Jahr 1876 an der Universität von Edinburgh, als Doyle dort sein Studium der Medizin aufnimmt. Bell und Littlejohn gehörten zu diesem Zeitpunkt bereits zu den angesehensten Mitgliedern der Fakultät.

Bell, geboren 1837 in Edinburgh, stammte aus einer renommierten Medizinerfamilie. Daher war es nahezu unausweichlich, dass er beruflich in die Fußstapfen seiner Altvorderen trat, und

darüber hinaus besaß er (als Praktiker wie auch als Lehrer) ein natürliches und geradezu atemberaubendes Gespür für dieses Fach. 1859 schloss er sein Studium an der medizinischen Fakultät der Universität ab und arbeitete anschließend bei Professor James Syme – einem der großen Vorreiter der Chirurgie jener Zeit – als Assistenzarzt. Schon bald, im Alter von nur sechsundzwanzig Jahren, wurde er damit betraut, an der Universität Kurse in systematischer und operativer Chirurgie zu koordinieren.

Beachtlicherweise ließ er auch nach diesem fulminanten Beginn seiner Laufbahn nicht in seinem Eifer nach. Mitte des 19. Jahrhunderts war Edinburgh ein Zentrum der fortschrittlichen Medizin sowie sozialer Reformbewegungen, und als immer mehr Altgediente wie Syme in den Ruhestand gingen, wurde Bell nach und nach eine der treibenden progressiven Kräfte. Nicht nur bildete er seine Studenten auf höchstem Niveau aus, sondern er war auch darum bemüht, die Arbeitsbedingungen in der Medizin weiterzuentwickeln und zu verbessern. So setzte er sich etwa ganz besonders für die Krankenschwestern ein; er erkannte, wie wichtig sie waren, um die Patienten bestmöglich zu versorgen, und betrachtete sie daher nicht mehr, wie es bis dahin üblich gewesen war, als niedere Handlangerinnen. Seine Bestrebungen, der professionellen Pflege mehr Anerkennung zu verschaffen, machten ihn zum Freund und Vertrauten von Florence Nightingale, und 1887 widmete er ihr sogar sein Buch *Some Notes on Surgery for Nurses* (»Chirurgie für Krankenschwestern«). Darüber hinaus war er Präsident des Royal College of Surgeons in Edinburgh, trat dafür ein, dass Frauen an der medizinischen Fakultät zugelassen wurden, war Leitender Chirurg am Royal Hospital for Sick Children (das 1860 eröffnet wurde, nachdem er selbst und etliche seiner Kollegen, darunter Henry Littlejohn, jahrelang dafür gekämpft hatten) und gab nicht zuletzt fast fünfundzwanzig Jahre lang das *Edinburgh Medical*

Journal heraus. Abgesehen von der Medizin war er ein treuer Kirchgänger und Friedensrichter und bekleidete den Rang eines stellvertretenden Leutnants (war also der handverlesene Assistent des persönlichen Statthalters der Queen im County Edinburgh). Kurz gesagt, er war in vielerlei Hinsicht aktiv, stets beseelt von dem aufrichtigen Bestreben, die Lebensbedingungen seiner Mitbürger zu verbessern.

Henry Littlejohn war zwar elf Jahre älter als Bell, aber keineswegs weniger umtriebig. Auch er war aus Edinburgh gebürtig, doch sein Weg zur Medizin war bei Weitem nicht so vorgezeichnet wie bei Bell. Sein Vater war Bäckermeister, und als siebtes von neun Kindern hätte Henry durchaus in der Menge untergehen können. Doch seine Leidenschaft für die Medizin setzte sich durch, und 1847 schloss er an der Universität von Edinburgh sein Studium ab. Im Anschluss arbeitete er ein Jahr lang auf dem europäischen Festland, kehrte dann in seine Heimatstadt zurück und trat eine Stelle als Assistenzarzt in der Pathologie des Krankenhauses Edinburgh Royal Infirmary an.

Bei dieser Tätigkeit lernte Littlejohn den Tod gründlich kennen, in all seinen unterschiedlichen und oft grauenvollen Formen. Daher lag es nahe, dass er 1854 Amtsarzt der Polizei von Edinburgh wurde, was sich als äußerst zeitraubende Stelle erwies. Nicht nur war er verantwortlich für die medizinische Versorgung sämtlicher Beamter und Häftlinge, sondern auch eine der ersten Anlaufstellen für Polizisten, die in schwerwiegenden Angelegenheiten ermittelten, seien es Unfälle oder Verbrechen. Regelmäßig zog man ihn zu Rate und bat ihn, forensische Untersuchungen durchzuführen – zu einer Zeit, in der die Forensik noch in den Kinderschuhen steckte – oder Obduktionen vorzunehmen. Auch an den schottischen Gerichten ging er ein und aus, wo er Beweise vorlegte und seine Expertenmeinung vortrug, in Fällen aller Art, von verheerenden Zugunglücken über sexuelle Über-

griffe bis zum Kindsmord. Er war bei buchstäblich jedem bedeutenden Kriminalprozess dabei, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Edinburgh geführt wurde, und erhielt dadurch einen umfassenden Einblick in Schottlands dunkle Seiten, den nur wenige Menschen im selben Maß bekamen und um den ihn noch weniger Menschen beneideten.

Seine Arbeit als Polizeiarzt machte ihn stadtweit bekannt, und seine Berühmtheit wuchs noch, als er 1862 zum ersten Gesundheitsdezernenten der Stadt Edinburgh ernannt wurde, mit der Aufgabe, für die Gesundheit und die Sicherheit der allgemeinen Bevölkerung zu sorgen. Diese neu geschaffene Stelle war auch eine Reaktion auf den Einsturz eines Mietshauses an der High Street, der im Jahr zuvor fünfunddreißig Todesopfer gefordert hatte. Obwohl Littlejohn durch seine Tätigkeit bei der Polizei ohnehin bereits stark beansprucht war, ging er seine neue Aufgabe mit außergewöhnlichem Tatendrang an; ja, hier sollte er sogar die Arbeit leisten, für die er dann vor allem bekannt wurde.

1865 veröffentlichte er eine richtungweisende Studie, *Report on the Sanitary Conditions of the City of Edinburgh* (»Bericht über die hygienischen Zustände in der Stadt Edinburgh«). Trotz seines staubtrockenen Titels löste dieser Zustandsbericht eine Generalsanierung der Stadtlandschaft aus, die geradezu einer Revolution gleichkam. In lebhaften Farben schilderte Littlejohn die Armut und die Verwahrlosung, in der die Bewohner lebten, erläuterte, welchen überfüllten, dreckigen Lebensraum die Stadt darstellte, und legte ausführlich dar, wie all diese Faktoren dazu führten, dass immer mehr Menschen in schlechtem gesundheitlichem Zustand waren. Dieser Bericht gab den Anstoß dafür, dass die kommunalen Behörden 1867 den Edinburgh City Improvements Act verabschiedeten, ein Gesetz, das die Räumung von Elendsvierteln vorsah, den Bau eines neuen und deutlich wirkungsvolleren Abwassersystems sowie die Errichtung breiter Hauptstra-

ßen, die Edinburgh noch heute zu einer besonders vornehmen und attraktiven Metropole machen. Wie nur wenige andere kann Henry Littlejohn für sich in Anspruch nehmen, das Gesicht der Stadt, in der er lebte, nachhaltig verändert zu haben.

Doch damit war die Reihe seiner bedeutenden Errungenschaften noch nicht beendet. So sagte er etwa den Infektionskrankheiten den Kampf an, die die arme Bevölkerung der Stadt, welche durch die Zeitläufte dazu gezwungen war, auf engstem Raum zu leben, schon seit vielen Jahren heimsuchten. Zu diesem Zweck gründete er nicht nur ein Krankenhaus für Menschen, die an diesen Krankheiten litten, sondern sorgte auch federführend für eine Gesetzesänderung, in deren Folge jeder Fall einer Infektionskrankheit den Behörden gemeldet werden musste. Darüber hinaus war er leitender Berater des Board of Supervisors, des Gremiums, das ab 1873 die oberste städtische Behörde für öffentliche Gesundheitsfürsorge war. Und als wäre das alles noch nicht genug, war er Vorsitzender der Schottischen Gesellschaft zur Verhütung von Gewalt gegen Kinder und gründete die Schottische Gesellschaft zur Reform des Bestattungswesens. Den schlagendsten Beweis für die Auswirkungen dieser Maßnahmen liefert ein Blick auf die nackten Zahlen: Von den 1860er-Jahren bis zur Jahrhundertwende fiel die Sterblichkeitsrate in der Stadtbevölkerung von 34 pro tausend Einwohnern auf 14.

Sowohl Bell als auch Littlejohn leisteten dem Gemeinwesen unschätzbare Dienste und waren auf dem Gebiet der Medizin vielfache Wegbereiter – Männer von dem Schlag, wie man sie braucht, um ein Empire zu errichten. Und für den jungen Arthur Conan Doyle waren sie darüber hinaus inspirierende Lehrer, die zu geistigen Höchstleistungen fähig waren. Insbesondere Joseph Bell würzte seine Vorlesungen mit schwindelerregenden Beispielen deduktiver Schlussfolgerungen, die Doyle sich eifrig notierte und später in die Figur des Sherlock Holmes einfließen

ließ. Littlejohn seinerseits hielt außerhalb des akademischen Betriebs Vorträge über Forensik und brachte so seinen Zuhörern ein Thema nahe, das seiner Einschätzung nach bis dahin weitgehend außer Acht gelassen worden war.

Littlejohn war der geborene Unterhaltungskünstler. Auch im fortgeschrittenen Alter bewahrte er sich seine schlanke und jugendliche Gestalt und war mit seiner charakteristischen Kleidung – Zylinder und Gehrock – überall in der Stadt leicht zu erkennen. Außerdem war er mit einem ansteckenden Sinn für Humor und einem schalkhaften Funkeln in den Augen gesegnet. So machte er sich etwa gern einen Spaß daraus, sich zwischen zwei Straßenbahnhaltestellen zu postieren und dann auf den vorüberfahrenden Wagen aufzuspringen, nur um unaufmerksamen Beobachtern einen Schrecken einzujagen. Das machte er so häufig, dass die Straßenbahnfahrer irgendwann wussten, dass sie nicht langsamer zu werden brauchten, wenn er in Sichtweite kam, da sie sicher sein konnten, dass er unbeschadet an Bord klettern würde, auch wenn die Passanten glaubten, hier ereigne sich gerade ein Unglück.

Auch im Vorlesungssaal zeigte sich seine Neigung zur Selbstinszenierung. Als ausgewiesener Fachmann auf den Gebieten der Pathologie, der Toxikologie und anderen gerichtsmedizinischen Feldern begann er 1855, Vorlesungen in forensischer Medizin zu halten (also jenem Zweig der Medizin, der sich der Untersuchung von Kriminalfällen widmet). Hatte er mit gerade einmal zwanzig Studenten begonnen, so hatten seine Vorträge in den 1880er-Jahren einen solchen Bekanntheitsgrad erlangt, dass regelmäßig über zweihundertfünfzig Zuhörer kamen. Er stützte sich auf seine persönlichen Erfahrungen, die er bei polizeilichen Ermittlungen und Strafprozessen gemacht hatte, und trug im Rahmen seiner Ausführungen die aktuellsten Gedanken und Theorien vor. So war er etwa ein großer

Fürsprecher der kriminalistischen Verwendung von Fingerabdrücken – einer Technik, die damals noch in den Anfängen steckte – und setzte sich schon früh für die Beweisführung mithilfe von Fotografien ein. Sein breit gefächertes Wissen vermittelte er anschaulich und humorvoll, und er suchte stets nach neuen Wegen, um seine Vorlesungen lebhaft zu gestalten. Besuche von Gerichtsverhandlungen und Exkursionen zu echten Tatorten zählten sowohl für Littlejohn selbst als auch für seine Studenten zu den Höhepunkten.

Zwar hat Doyle nie öffentlich bestätigt, dass er Littlejohns Vorlesungen gehört hat, doch es ist eigentlich kaum vorstellbar, dass er sich die Gelegenheit hat entgehen lassen, in der Edinburgher Surgeons' Hall diese Vorträge über forensische Medizin zu hören. Außerdem war Littlejohn eng mit Bell befreundet, und Bell war für Doyle während dessen Studienzeit in Edinburgh sein wichtigster Mentor. Auch wenn Doyle nicht selbst den Weg zu Littlejohns Vorlesungen gefunden hätte – was äußerst unwahrscheinlich ist –, so hätte Bell ihm deren Besuch mit Sicherheit nahegelegt. Und während Littlejohn vielleicht der mitreißendere der beiden Dozenten war, so war Bell für sein ganz eigenes theatrales Auftreten bekannt, das die Studententage von Doyle und etlicher seiner Zeitgenossen bereicherte.

Wegen seines schmalen, spitz zulaufenden Gesichts, seines glänzenden, gepflegten weißen Haars und seiner blauen Augen mit dem durchdringenden Blick wurde Bell häufig mit einem Adler verglichen. Dieser Vergleich war auf seltsame Weise zutreffend, angesichts seiner außergewöhnlichen Art, sich auf die Fakten und die Wahrheit herabzustürzen, als wären sie seine Beute. Er war der festen Überzeugung, ein Arzt müsse seine Beobachtungsgabe fortlaufend schärfen, damit ihm auch nicht das kleinste Detail entging, das möglicherweise bei der Diagnosestellung helfen könnte. Er selbst hielt sich konsequent an diese

Maxime, und seine Schemata für deduktive Herleitungen wurden legendär.

Dr Harold Jones, ein Zeitgenosse Doyles, berichtete Jahre später davon, wie Bell seine Schützlinge ermunterte: »Nutzen Sie Ihre Augen [...] Nutzen Sie Ihre Ohren, Ihr Gehirn, Ihre geschärfte Wahrnehmung, und nutzen Sie Ihre Fähigkeit zur Deduktion.« Bei einer denkwürdigen Vorlesung ließ er einmal einen Patienten hereinführen und forderte einen der Studenten auf, eine Diagnose zu stellen. Der arme Bursche mühte sich ab, um die korrekte Antwort zu finden, und kam zu dem Schluss, der Mann leide an einer Erkrankung der Hüftgelenke. Bell lehnte sich in seinem Sessel zurück und stützte das Kinn auf die aneinandergespreizten Fingerspitzen. »Hüfte – pah!«, sagte er in einem Ton, der jedes Selbstbewusstsein auslöschen musste. »Dass der Mann hinkt, hat nichts mit der Hüfte zu tun, sondern mit den Füßen. Hätten Sie genau hingesehen, so hätten Sie die Schlitze in den Schuhen bemerkt. Sie stammen von einem Messer und liegen dort, wo der Schuh am stärksten gegen den Fuß drückt. Dieser Mann hat Hühneraugen, Gentlemen, und durchaus kein Hüftleiden. Aber er ist nicht wegen seiner Hühneraugen hier. Seine Beschwerden sind weitaus schwerwiegender. Was Sie hier sehen, Gentlemen, ist ein Fall von chronischem Alkoholmissbrauch. Die gerötete Nase, das aufgedunsene, schwammige Gesicht, die blutunterlaufenen Augen, das Zittern in den Händen und die zuckenden Gesichtsmuskeln, das rasche Pulsieren in den Arterien an den Schläfen – all das sind Anzeichen hierfür. Jedoch muss diese Schlussfolgerung von konkreten und unanfechtbaren Beweisen bestätigt werden. In diesem Fall wird meine Diagnose dadurch bestätigt, dass aus der rechten Manteltasche des Patienten der Hals einer Whiskyflasche herausragt [...] Denken Sie immer daran, Ihre Schlussfolgerungen durch Tatsachen zu bekräftigen.«

Ein anderes seiner Spielchen begann damit, dass er im Hörsaal ein Reagenzglas mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit herumgehen ließ. Dabei handele es sich, so Bell, um eine stark wirkende Substanz von äußerst bitterem Geschmack, und um die Beobachtungsgabe jedes einzelnen Studenten zu testen, bat er sie, die Flüssigkeit einer nach dem anderen zu kosten. Da er aber, so betonte er, Wert auf Fairness lege, verlange er von ihnen nichts, was er nicht auch selbst tun würde. Daraufhin tauchte er einen Finger in das Gebräu, steckte ihn sich in den Mund und zog ein angewidertes Gesicht. Alle im Raum taten es ihm gleich, sodass sich schon bald sämtliche Gesichter rundherum auf die unterschiedlichsten Arten verzogen. Während Bell die Studenten beobachtete, musste er innerlich grinsen. »Gentlemen, Gentlemen«, sagte er, »tief betrübt muss ich feststellen, dass bis jetzt keiner von Ihnen die Kraft der Wahrnehmung, die Gabe der Beobachtung entwickelt hat, von der ich so häufig spreche. Denn hätten Sie mich aufmerksam beobachtet, so hätten Sie bemerkt, dass es mein Zeigefinger war, den ich in dieses widerwärtige Gebräu gesteckt habe, dass es aber mein Mittelfinger war – o ja! –, der seinen Weg in meinen Mund gefunden hat.«

Bell hatte so großes Vertrauen in seine Beobachtungsgabe, dass er sich sogar darauf verließ, wenn unwiderlegbare Beweise vorlagen. So berichtete er etwa gerne davon, wie er einmal vor einer Gruppe aufmerksamer Studenten einige vorläufige Schlüsse bezüglich des Gesundheitszustandes eines Patienten gezogen hatte. Er verkündete seiner versammelten Zuhörerschaft, dass der eher klein gewachsene Mann, der in leicht angeberischer Haltung hereinstolz war, vermutlich Musiker in einem Highland-Regiment sei. Das Stolzieren, so Bell, sei charakteristisch für Dudelsackspieler, und das allgemeine Auftreten des Mannes weise auf eine militärische Prägung hin. Und angesichts seiner geringen Körpergröße scheine es naheliegend, dass er Musiker sei. Als er

den Patienten fragte, ob er mit seiner Einschätzung richtigliege, war er kurzzeitig vor den Kopf gestoßen, als der Mann sagte, er sei Schuhmacher. Bell war jedoch davon überzeugt, dass sein erstes Urteil zutreffend war, und bat zwei seiner Assistenten, den Mann in ein Nebenzimmer zu bringen. Nachdem er seine Zuhörer entlassen hatte, ging er zu dem Patienten und bat ihn, den Oberkörper freizumachen. Da entdeckte er unter der linken Brust ein kleines, blaues D, das in die Haut gebrannt war – D für »Deserteur«. Das war die Erklärung dafür, dass der Mann seine militärische Vergangenheit unterschlagen hatte.

Der Lehrer Bell und der Student Doyle knüpften rasch Kontakt, und Bells Techniken machten auf den jungen Mann nachhaltigen Eindruck. Etwa bei diesem Gespräch, von dem Bell später berichtete:

Einmal war er besonders fasziniert. Ich betrat das Zimmer, setzte mich und sagte: »Guten Morgen, Pat«, denn es war unübersehbar, dass der Patient Ire war. »Guten Morgen, Herr Professor«, erwiderte er. »Hatten Sie heute Morgen einen angenehmen Weg über den Golfplatz?«, fragte ich. »Denn Sie sind ja von Süden in die Stadt gekommen.« »Ja«, sagte Pat. »Hat der Herr Professor mich denn gesehen?« Conan Doyle konnte nicht nachvollziehen, woher ich das wusste, obwohl es geradezu lächerlich einfach war. An einem regnerischen Tag wie jenem färbt die rötliche Erde der unbegrünzten Abschnitte des Golfplatzes auf die Schuhe ab, und Spuren davon bleiben daran haften. Und diese rötliche Erde gibt es im Umkreis von mehreren Meilen nirgendwo sonst. Dieser Fall und noch ein paar andere stießen bei Doyle auf größtes Interesse, und er fing an, sich auf ähnliche Weise zu üben, was natürlich genau

das war, was ich mir von ihm und meinen anderen Studenten wünschte.«

Aber auch Bell war umgekehrt von seinem Studenten schwer beeindruckt. An den jungen Doyle erinnerte er sich so: »Ich sah in ihm immer einen der besten Studenten, die ich je hatte. Er war über die Maßen interessiert an allem, was mit der Diagnostik zu tun hatte, und wurde nie müde, all die Details aufzuspüren, nach denen wir suchten.« Dass Bell seinen Schützling nicht nur zu den Besten unter den Medizinstudenten jener Zeit zählte, sondern ihn auch aktiv förderte, zeigt sich daran, dass er Doyle in seiner Ambulanz anstellte. Das ermöglichte Doyle, die Techniken seines Lehrers aus nächster Nähe zu studieren, und je mehr er davon kennenlernte, desto beeindruckter war er. Bell erinnerte sich so an diese Zeit: »Doyle machte sich ständig Notizen. Er wollte alles aufschreiben, was ich sagte. Wenn der Patient das Sprechzimmer verlassen hatte, bat er mich oft, meine Beobachtungen zu wiederholen, damit er sicherstellen konnte, dass er sie korrekt notiert hatte.«

1880 verließ Doyle Edinburgh und arbeitete kurz als Schiffsarzt auf einem Walfänger, der in der Arktis kreuzte, wobei ein Sturz über Bord ihn fast das Leben kostete. Ein zweiter Einsatz auf einem Fracht- und Passagierschiff nach Westafrika war ein nicht weniger turbulentes Abenteuer: Das Schiff wurde durch Stürme schwer beschädigt, Doyle erkrankte an Typhus, und als das Schiff wieder den sicheren Hafen von Liverpool erreichte, ging der Rumpf in Flammen auf. Daher ist es nicht verwunderlich, dass Doyle sich anschließend für ein beschaulicheres Dasein entschied: als Allgemeinarzt in Southsea in der Nähe von Portsmouth an der englischen Südküste. Doch das Leben als Arzt genügte ihm nicht. Zum einen liefen seine Geschäfte nicht so gut, dass er seiner finanziellen Sorgen ledig geworden wäre. Auf-

grund seiner Herkunft – sein Vater war Illustrator und hatte seine Karriere durch Alkohol und psychische Probleme ruiniert – war Geld für Doyle ein wichtiger Punkt. Als er 1883 seine Steuererklärung einreichte, aus der hervorging, dass er so wenig verdiente, dass er nicht steuerpflichtig war, schickte ihm das Finanzamt die Unterlagen zurück, auf denen der Vermerk »höchst unbefriedigend« prangte. Doyle reichte die Unterlagen erneut ein, versehen mit dem Kommentar: »Stimme vollauf zu.«

Doch nicht nur verschaffte ihm sein Beruf nicht die gewünschte finanzielle Sicherheit, sondern er hegte auch den starken Wunsch, seinen Lebensunterhalt mit dem Schreiben zu verdienen. Er hatte bereits erste Erfolge verzeichnen können und noch als Student seine erste Erzählung veröffentlicht (im *Chambers's Edinburgh Journal*). 1885 spielte er zum ersten Mal mit dem Gedanken, sich an Detektivgeschichten zu versuchen. Er liebte dieses Genre – insbesondere den legendäre Ermittler Dupin, die Schöpfung von Edgar Allen Poe –, und obwohl es in der literarischen Welt noch kein Ansehen genoss, ahnte Doyle, dass er eine gewisse Begabung dafür hatte. Während er Ideen für einen Detektivroman sammelte, schwirrte immer wieder Joseph Bell durch seine Gedanken. »Ich dachte dabei an meinen ehemaligen Lehrer Joe Bell«, schrieb er später, »an sein Adlergesicht, an sein eigenartiges Auftreten, an seine unheimlichen Methoden, mit denen er Details aufspürte. Wäre er ein Detektiv, würde er dieses faszinierende, aber unorganisierte Geschäft mit Sicherheit zu einer exakten Wissenschaft machen.«

Ein Jahr später hatte er die Grundidee zu einer Kriminalgeschichte – in deren Zentrum Joseph Bell stand – im Wesentlichen formuliert und entwickelte sie zu Sherlock Holmes' erstem Fall, dem Roman *Eine Studie in Scharlachrot*, der 1887 in *Beeton's Christmas Annual* erschien. 1890 bekam Holmes in dem Roman *Das Zeichen der Vier* seinen zweiten Auftritt. Als Doyle dann die

Abenteuer von Sherlock Holmes in die Form von Erzählungen brachte, die ab 1891 im *Strand Magazine* erschienen, explodierte die Begeisterung für den Meisterdetektiv geradezu. Schon bald war Doyle der am besten bezahlte Schriftsteller des Landes, und alles rund um seine literarische Schöpfung stieß auf gesteigertes Interesse. Dazu gehörte auch die Frage, ob es für Holmes ein Vorbild in der Wirklichkeit gab.

Falls Doyle versuchte, die Katze im Sack zu lassen, war er dabei ausgesprochen glücklos. Als 1892 die ersten zwölf Erzählungen in dem Sammelband *Die Abenteuer des Sherlock Holmes* erschienen, widmete er das Buch »Meinem ehemaligen Lehrer Joseph Bell«, der es im Gegenzug in der Zeitschrift *The Bookman* wohlwollend besprach. Auch wer kein Meisterdetektiv war, konnte die Verbindung zwischen dem Autor, seiner Schöpfung und seinem früheren Mentor leicht erkennen. Bereits etliche Monate zuvor, in einem Interview mit Raymond Blathwayt für *The Bookman* vom Mai 1892, hatte Doyle einen Hinweis darauf gegeben, wer ihn zu der Figur des Sherlock Holmes inspiriert hatte: »Sherlock Holmes ist sozusagen die literarische Verkörperung meiner Erinnerungen an einen Medizinprofessor an der Edinburgh University, der oft im Wartezimmer saß, keine Miene verzog und schon eine Diagnose stellte, wenn die Patienten gerade hereingekommen waren und noch kein Wort gesagt hatten.« Im selben Monat gestand Doyle Bell in einem Brief, dass er ihn in seinen Werken verewigt hatte:

Mein lieber Bell,
meinen Sherlock Holmes verdanke ich ganz ohne Zweifel Ihnen, und obwohl mir die Geschichten erlauben, ihn in die unterschiedlichsten erzählerischen Zusammenhänge zu stellen, glaube ich doch nicht, dass sein analytisches Vorgehen eine wie auch immer geartete Übertreibung